

Michael Maschka

# **Der Meistertrumer**

Roman



*»Geh leise, denn du gehst auf meinen Träumen!«*

*William Butler Yeats*

*»Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.«*

*Petri 5, 8*

*»Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit.«*

*Friedrich Schiller*

## Prolog

Eine Benediktinerabtei in den Französischen Pyrenäen,  
Frühjahr 1332

Der Mond stand hoch am Himmel und verteilte sein fahles Licht mit gleichgültiger Regelmäßigkeit über die Gebäude der Abtei. Im Schatten des Edificiums, das wie ein gewaltiger Wehrturm neben der Kirche emporrage, stand eine dunkle Gestalt, die einen flachen, in Tücher eingeschlagenen Gegenstand unter dem Arm trug. Die sternklare Nacht war eisig kalt und der Mann mit dem weißen Bart zog sich die Kapuze tief ins Gesicht. Der Nebel, den sein schneller Atem vor seinem Gesicht erzeugte, verriet, dass er es eilig hatte.

Vorsichtig blickte er nach beiden Seiten, dann betrat er den vom hellen Mondlicht beleuchteten Platz. Mit wehender Kutte eilte er an den Pferdeställen vorbei in Richtung Dormitorium. Immer wieder blickte er ängstlich zurück, um sich zu vergewissern, dass ihm niemand folgte. Auf halbem Wege erreichte er schließlich ein steinernes Gebäude, trat in seinen schützenden Schatten und hielt für einen Augenblick inne. Besorgt musterte er den Gegenstand, den er noch immer mit beiden Händen fest umklammert hielt. War es wirklich eine gute Idee, das Bild im Schlafsaal zu verstecken, gerade jetzt, wo sich alle Mönche darin befanden? Was, wenn ihn jemand beobachtete? Die feuchten Mauern der Abtei hatten Augen und Ohren – das konnte er förmlich spüren.

Der Mönch wandte sich nun dem Eingang des Gebäudes zu, in dessen Schatten er noch immer stand. Vorsichtig drückte er die schmiedeeiserne Klinke der Tür nach unten, die mit einem leisen Knarren nachgab. Erleichtert, dass sie unverschlossen war, betrat er einen vom Mondlicht schwach beleuchteten Raum und sah sich um. Vor ihm befanden sich mehrere Werkbänke, auf denen zwischen halbfertigen Möbelteilen allerlei Werkzeuge verstreut lagen. Der lehmige Boden, der über und über bedeckt war mit Holzspänen, fühlte sich weich und warm an. Es roch nach Harz und frischem Holz.

Für einen Moment lang glaubte sich der Mönch in Sicherheit. Hier in der Werkstatt würde man das Bild wohl kaum vermuten, dachte er, besonders dann nicht, wenn er es zwischen einem der vielen Stapel alter Hölzer versteckte, die ringsum in den schweren Regalen eingelagert waren. Er wusste, dass dieses Gebäude seit Wochen nicht benutzt wurde, da der Bruder, der hier als Tischler tätig gewesen war, kürzlich verstarb. Seitdem wurden die meisten Holzarbeiten unten im Dorf erledigt und die Werkstatt stand leer. Hier konnte er das

Bild für eine Weile sicher verwahren, zumindest solange, bis er einen endgültigen Ort zu seiner Aufbewahrung gefunden hatte.

Der Mann in der braunen Kutte durchquerte den Raum und hielt Ausschau nach einem geeigneten Versteck. Während seine Augen die fahle Dunkelheit des Raumes zu durchdringen suchten, zuckte ein Gedanke immer wieder durch seinen Kopf: *Licht und Schatten ... Licht und Schatten ... wo viel Licht war, da war auch viel Schatten!* Instinktiv wusste er, dass die Bildtafel, an der er in den letzten Monaten unablässig gearbeitet hatte, nicht in falsche Hände geraten durfte. Schon an seinem Arbeitsplatz in der Bibliothek, als er mit den Vorarbeiten begonnen hatte, waren ihm die seltsamen Blicke seiner Mitbrüder aufgefallen. Obwohl er schon damals die starke Wirkung des Bildes gespürt hatte, war er auf derart heftige Reaktionen nicht gefasst. Einige der Mönche waren beim Anblick der Tafel so ergriffen, dass sie unvermittelt mit den Tränen kämpften und wie von inneren Krämpfen geschüttelt zu Boden fielen. Dann aber, nach kurzer Zeit, wirkten sie eigenartig entspannt und wie verjüngt. Bei anderen hingegen schien es gerade das Gegenteil zu bewirken – sie verschlossen sich zunehmend und ihre Blicke wurden neidvoll und begehrllich. Offenbar besaß das Bild die Macht, etwas in den Menschen auszulösen, das ihr innerstes Wesen zum Vorschein brachte – im Guten wie im Schlechten. Vor diesen Ereignissen hätte er so etwas nicht für möglich gehalten. Allmählich aber begriff er, dass ihm mit dieser Arbeit etwas gelungen war, das in seiner ganzen Bedeutung weit über seine Zeit hinausreichte. Das Bild schien etwas zu enthalten, für das die meisten Menschen noch nicht reif waren, das mehr für die Zukunft bestimmt war, als für die Gegenwart. Der ungeheuren Polarisierung, die das Bild in den Gemütern hervorrief, konnten offenbar nur wenige Menschen standhalten. Gerade deshalb galt es in den Augen der reiferen und erfahrenen Mönche als gefährlich. Seit Wochen schon war unter den Gelehrten der Abtei ein heftiger Streit entbrannt, ob das Bild in den Köpfen der Menschen nicht mehr Schaden als Nutzen anrichten würde. Der Mönch, der sich seiner Verantwortung immer mehr bewusst wurde, teilte diese Sorge. Auch er empfand, dass die Zeit des Bildes noch nicht gekommen war.

Die apokalyptischen Prophezeiungen, die in den Schriften überliefert waren, schienen nie näher gerückt und greifbarer zu sein, als in diesen Tagen. Die Anhängerschaft derer, die nicht müde wurden, das Ende der Zeit heraufzubeschwören, wurde von Tag zu Tag größer. Der Riss, der durch die Köpfe der Menschen ging, war so gewaltig, dass es kaum einen gab, dem nicht schwindlig davon wurde. Das Bild hätte dies alles nur verstärkt. Schon jetzt schien die Welt auf dem Kopf zu stehen und die Extreme traten mit einer solchen Brutalität hervor, dass selbst die Kurie in ihren Grundfesten erschüttert wurde. Nicht nur die Häretiker schossen wie

Pilze aus dem Boden, nein, der Papst selbst war eine unheilige Allianz mit der weltlichen Macht eingegangen und hatte den Heiligen Stuhl nach Avignon verlegen lassen. Dies alles deutete für viele auf ein baldiges Ende hin. Und auch er, Laurentius, ahnte, dass diese Ereignisse nur die Vorbereitung waren auf etwas, das in einer fernerer Zukunft der Menschheit noch bevorstand. Wenn es so weit war, dann sollte das Bild seine ganze heilsame Kraft entfalten können. Lange hatte er mit sich gerungen, ob er es vernichten sollte, nun aber erschien es ihm notwendig, dass seine Botschaft die Zeiten überdauerte.

Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er daran dachte, wie das apokalyptische Tier sein Haupt bereits erhoben hatte. Er selbst hatte seinen stinkenden Atem gerochen und war ihm nur mit knapper Not entgangen. Monate hatte er in den feuchten Kerkern der Pariser Templerburg zugebracht, von den Folterknechten des Königs gedemütigt und den schrecklichsten Anschuldigungen ausgesetzt. Einzig einem gütigen Schicksal war es zu danken, dass er entfliehen konnte und nach einer abenteuerlichen Irrfahrt schließlich Schutz in dieser Abtei fand. In der braunen Mönchskutte, die er zu seiner Tarnung trug, hatte er sich fünfundzwanzig Jahre lang versteckt. Denn nur an einem Ort wie diesem konnte er seinen Auftrag erfüllen – nur in völliger Abgeschlossenheit konnte er die Geheimnisse der Malkunst studieren und zu höchster Vollendung führen. Für ihn bot diese Abtei den idealen Boden, auf dem seine Kunst reifen und gedeihen konnte. Denn hier in diesen Mauern, die mehr einer Festung glichen als einem Ort des Glaubens, wurde ein Großteil des Wissens seiner Zeit verwahrt. Alles, was von Seiten der kirchlichen Autoritäten als bedeutsam galt, war hier entweder im Original oder in einer Abschrift vorhanden. Und wie viel mehr noch mochte im Schutze dieser Mauern verborgen liegen, Geheimnisse so dunkel und unergründlich, dass selbst die Bibliothekare sie nicht kannten.

Durch das Gesicht des Mönches ging ein Zucken und er fühlte, wie ihn erneut ein kalter Schauer ergriff. Es war wie immer, wenn seine Gedanken zurück in die Vergangenheit schweiften und er an das Schicksal dachte, das ihm und seinem Orden vor langer Zeit widerfahren war. Fünfundzwanzig Jahre waren inzwischen vergangen, da die schrecklichen Ereignisse sich zugetragen hatten und doch erschien es ihm, als sei es gestern gewesen. Kein Tag und keine Nacht, an denen er nicht an jenen finsternen Oktobertag des Jahres 1307 zurückdachte, jenen Freitag den Dreizehnten, der sich dem Gedächtnis der Menschheit für immer als Unglückstag einprägen sollte. Im Schlaf wurden er und seine Brüder von den Schergen des französischen Königs überwältigt und den Folterknechten des Papstes übergeben. Verleumderische Gründe wurden gefunden, die Besitztümer des Ordens zu beschlagnahmen, um sie dem König, der sich wie immer in Geldnot befand, zu übereignen.

Unter der Folter hatten die Ritter schließlich den Anschuldigungen nachgegeben, die von Seiten der Inquisition gegen sie erhoben wurden. All jene Abscheulichkeiten, die einen hinreichenden Grund liefern konnten, den ehrenwerten Orden der Tempelritter aufzulösen und sich seines sagenumwobenen Reichtums zu bemächtigen.

Wie durch ein Wunder konnte er damals dem Zugriff des Bösen entfliehen und er dankte Gott noch heute dafür. Ob er selbst der Folter widerstanden hätte, die seine Gefährten wochenlang erdulden mussten, bis sie schließlich ihren Glauben leugneten und sogar das Kreuz bespuckten? Er wusste es nicht. Diese Frage hatte ihn in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren unablässig gequält. So unvorstellbar mussten die Qualen gewesen sein, dass selbst der Großmeister, Jacques de Molay, nicht standhielt und schließlich die absurdesten Taten gestand. Erst als er sieben Jahre später in Paris hingerichtet wurde, widerrief er seine Geständnisse und bat Gott um Vergebung. Dann übergab er sich ohne jede Gegenwehr dem Flammentod. Zuvor aber hatte er seinen Henkern prophezeit, dass auch sie im Jenseits jene Qualen erdulden würden, die sie ihm und seinen Brüdern hier auf Erden zugefügt hatten. In dieser Gewissheit starb er. Und siehe: Sein Wort erfüllte sich, denn noch im selben Jahr waren Papst und König tot.

Ein Gefühl von Stolz durchwogte die Brust des Mönches, als er an das aufrechte Ende seines Meisters zurückdachte. Für ihn, Laurentius, war Molay viel mehr als nur der letzte Großmeister seines Ordens – in den vielen Jahren, in denen sie Seite an Seite kämpften, wurde er sein engster Vertrauter und schließlich auch sein Freund. Im Dienste Molays hatte er von den geheimen Verhandlungen mit den Ungläubigen erfahren, die immer häufiger das sinnlose Blutvergießen auf dem Schlachtfeld ersetzten. Dort im Osten, im Zentrum Jerusalems, wo die Geschichte seines Ordens begann, wo wie sonst nirgends die Welten aufeinander prallten, hatte man ein Licht gefunden, das hinter all dem religiösem Eifer zaghaft aufzuglimmen begann. Nicht nur mit der jüdischen Kultur hatte man regen Austausch gepflegt, auch zu den Assassinen, die den Templern in mancher Hinsicht ähnlich waren, wurden weitreichende Beziehungen geknüpft. Auf einer anderen, höheren Ebene hatte man einen Weg gefunden, jenes Wissen auszutauschen, das nicht nur der Christenheit, sondern der gesamten Menschheit Erlösung verhieß und in der Folge jeden Kampfgeist erlahmen ließ. Absurd schien es jetzt noch, das Schwert zu erheben, da jene, die einst Feinde waren, nun mehr und mehr zu Brüdern wurden. Im Westen Europas aber, und besonders in Rom, hatte man dieses Treiben mit Argwohn verfolgt und darin eine besondere Art des Verrates gesehen. Doch Laurentius hatte das Wissen, das er über seinen Meister erwarb, tief in seinem Herzen bewahrt. Es floss ein in das Bild und wurde zu einer Botschaft an die Zukunft.

Schon damals, Jahre bevor der Orden unterging, hatte Jacques de Molay ihm geraten, das Schwert gegen den Pinsel einzutauschen, als hätte er die Zukunft schon vorausgesehen. »Der Pinsel und der Federkiel sind die Waffen von morgen«, hatte er immer wieder gesagt. »Das Schwert ist eine Waffe, die stumpf geworden ist. Die Mittel im Kampf gegen die Mächte des Bösen müssen sich wandeln, die Zeit der Ritter geht zu Ende. Wer in Zukunft das Schwert erhebt, und sei es in der besten Absicht, steht selbst auf der Seite des Bösen.« Jacques de Molay wusste, dass die Kunst in diesem Kampf eine besondere Rolle spielen würde und gerade darin hatte er die besondere Begabung seines Schülers erkannt.

Laurentius seinerseits hatte seine Wahl nie bereut. Auf seiner langen Suche nach der Wahrheit war er weiter und weiter gezogen, ging bei Alchemisten in die Lehre und begab sich auf die Suche nach dem Heiligen Gral. Doch alle Wege, die er in seinem Leben beschritten hatte, dienten am Ende nur einem einzigen Zweck: Egal was er gesucht hatte, ob den Stein der Weisen oder den Kelch Jesu, all das führte ihn schließlich hin zu einem Bild – ein Bild, das auf wundersame Weise geheime Kräfte in sich barg. Dieses Bild war für ihn das einzig wahre Gefäß, das die Antwort auf das große Rätsel des Daseins enthielt.

Jetzt aber ging es darum, dieses Vermächtnis für die Zukunft zu bewahren und dafür zu sorgen, dass es nicht in falsche Hände geriet. Wenn der Antichrist sich des Bildes bemächtigte, könnte die heilende Kraft, die darin verborgen lag, leicht in ihr Gegenteil verkehrt werden. Das Böse lauerte überall, selbst hier in dieser Abtei. Um das Bild zu schützen, verfiel Laurentius schon während der Arbeit auf den Gedanken, es nach seiner Fertigstellung zu übermalen und zu einer unauffälligen Ikone umzugestalten. Er hoffte, dass es auf diese Weise weniger Aufsehen erregen würde. Und um ganz sicher zu gehen, hatte er gleich mehrere dieser Ikonen angefertigt, damit die Spur des wahren Bildes so gut wie möglich verwischt würde. Der Geist des Bildes werde schon seinen Weg in die Köpfe der Menschen finden, wenn seine Zeit gekommen war, dachte er.

Doch trotz all dieser Vorkehrungen war Laurentius in dieser Nacht aus einem bösen Traum erwacht. Er konnte die Bedrohung förmlich fühlen. Durch seinen Traum verunsichert, kam ihm schließlich der Gedanke, die kostbare Tafel an einem Ort zu verwahren, an dem sie gewiss niemand vermuten würde ...

Aufgeregt durchquerte der Mönch die Werkstatt, noch immer auf der Suche nach einem geeigneten Versteck. In einem etwas abgelegenen, kleinen Nebenraum fand er schließlich ein schweres Eichenregal, in dem verschiedene Werkzeuge und ein Stapel getrocknetes Tischlerholz aufbewahrt wurden. Behutsam schob er die mit einem Leinentuch umwickelte

Tafel unter einen der Holzstapel und legte darüber und darunter mehrere Holzstäbe, die als Abstandhalter dienen sollten.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch. Er wandte sich um und gewahrte eine dunkle, hünenhafte Gestalt, die sich ihm unbemerkt von hinten genähert hatte. Obwohl sie durch eine kleine Öffnung in der Mauer vom Mondlicht beleuchtet wurde, war ihr Gesicht durch die Kapuze einer Mönchskutte vollständig verdeckt. Ein Augenpaar blitzte auf und noch ehe der überraschte Maler reagieren konnte, fuhren zwei eiskalte Hände an seinen Hals und drückten unbarmherzig zu. Ein erstickter Schrei hallte durch den Raum, dann minutenlang ein Röcheln, bis der Mönch schließlich kraftlos zu Boden sank. Die verummte Gestalt beugte sich zu ihm hinab und blickte in die erstarrten Augen seines Opfers: Der Mönch war tot.

Ein zufriedenes Lachen entwich dem Meuchler und er wandte sich dem Regal mit dem Holzstapel zu. Vorsichtig entnahm er jene Bildtafel, die der Malermönch dort vor wenigen Minuten noch vor dem Zugriff des Bösen zu verbergen gehofft hatte.

Die Tafel verschwand im Dunkel der Zeit – was blieb, war ein grausiger Fund. Neben dem leblosen Körper des Mönches, so war später in den Annalen der Abtei zu lesen, lag eine weitere Leiche, das Gesicht zu einer Fratze entstellt, als hätte sie das Grauen gesehen. Sonst aber fand man keinerlei Spuren von Gewalt ...



*»Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer«*

*Francisco de Goya*

## **Erster Teil:**

### **Die Versuchung**

Berlin, April 1998

#### **1**

Mit einem lauten Schrei fuhr David hoch. Aufrecht saß er in seinem Bett und blickte mit weit aufgerissenen Augen um sich. Wo war er? Seine zitternde Hand strich über die Stirn, die mit kaltem Schweiß bedeckt war. Er fühlte, wie sein Herz in seiner Brust pochte und er hastig nach Luft schnappte. Verwirrt tastete er nach der Nachttischlampe und knipste sie an. Langsam beruhigte sich sein Atem und es dämmerte ihm, dass er sich in seinem Schlafzimmer befand. Durch die Vorhänge des Fensters drangen bereits die ersten Sonnenstrahlen und hüllten die karge Einrichtung des Zimmers in ein warmes, gedämpftes Licht.

Nach wie vor fassungslos kehrte David in die ihm vertraute Welt zurück. Jetzt erst wurde ihm bewusst, dass er soeben aus den Tiefen eines monströsen Albtraums erwacht war. Es mochte eine Ewigkeit her sein, dass er etwas von solcher Intensität geträumt hatte, so hautnah und real, als wäre es tatsächlich geschehen. Eine dunkle Gestalt ohne Gesicht hatte ihn verfolgt und angegriffen. Noch jetzt fühlte er die kalten, knöchigen Finger, die sich wie ein Schraubstock um seinen Hals gelegt hatten. Leblos wie Wachs fühlten sie sich an.

Mit einem gequälten Schwung saß er auf der Bettkante und erhob sich. Er zog sich einen Bademantel über und schlurfte vom Schlafzimmer in die Küche. Sein Mund fühlte sich trocken und pelzig an. Er ging zum Kühlschrank und öffnete die Tür. Ein einziger Blick genügte, um ihn vollständig in die Realität zurückzuholen: Das Innere des hell erleuchteten Haushaltsgerätes war ebenso leer, wie er sich selbst in diesem Moment fühlte. Wieder nichts eingekauft, dachte er verärgert über sich selbst und griff nach der halbleeren Milchflasche, die sich einsam in der hinteren Ecke des Kühlschranks befand. Gierig trank er sie leer.

David schloss die Augen und versuchte sich an die Einzelheiten seines Traumes zu erinnern. Da war diese Gestalt, die einen dunklen Umhang trug ... und er selbst ... auf der Flucht. Je mehr er sich bemühte, die Einzelheiten seiner Traumbilder in sich wachzurufen, umso mehr

verschwammen und entglitten sie. Es schien unmöglich, sie in das wache Erleben hinüberzuretten.

Sein Blick streifte die Küchenuhr – es war zehn vor acht. Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch weiterzuschlafen und dem, den Tag zu beginnen, stellte er die leere Milchflasche zurück in den Kühlschrank.

Gerade als er die Kühlschranktür wieder schließen wollte, näherte sich mit leisem Schnurren eine getigerte Katze und schmiegte sich an sein Bein.

»Isis ... jetzt hätte ich dich doch beinahe vergessen! Hast du Hunger?«

David beugte sich zu der Katze hinab und strich ihr mit einer sanften Geste über das Fell. Aus dem Küchenschrank entnahm er eine Packung Katzenfutter, öffnete den Aluminiumverschluss und leerte den Inhalt in einen Fressnapf. Isis miaute dankbar und bewegte sich lautlos auf ihre Morgenmahlzeit zu.

Nachdem David sich angekleidet und einen Espresso zubereitet hatte, betrat er sein nicht sehr geräumiges Arbeitszimmer. Nahe dem Fenster stand eine Staffelei, auf der eine bemalte Leinwand befestigt war. Unmittelbar daneben befand sich ein kleiner Tisch, auf dem neben Farbtuben und Pinseln mehrere Gefäße standen, die mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt waren. Die Luft war erfüllt von einem aromatischen Geruch, den er, wie so oft wenn er den Raum betrat, lustvoll einsog, so als befände er sich auf einer morgendlichen Waldlichtung. An den Wänden hingen dicht gedrängt unzählige Gemälde und Radierungen und überall lagen wahllos einzelne Blätter, Pinsel, Stifte und Farben verstreut. Auf einem großen Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, türmten sich Zeichenblöcke, Bücher und Zeitschriften. Der Raum glich einem alchimistischen Laboratorium, in dem eine Art chaotischer Ordnung herrschte.

Als David an einem großen, hohen Spiegel vorbeisclenderte, blieb er stehen und schaute hinein. Er runzelte die Stirn. Der Mann, der ihm daraus entgegnblickte, war Mitte dreißig – ziemlich groß, von kräftiger Statur, mit strohblondem, lockigem Haar. David trat an den Spiegel heran und schnitt zum Spaß ein paar Grimassen. Dann legte er beide Hände auf die Wangen und zog die Haut nach hinten. Vor zehn Jahren hatte er noch so oder zumindest so ähnlich ausgesehen. Missmutig wandte er sich ab. Er fühlte, dass die Zeit auch an ihm nicht spurlos vorüber ging. Wenn er seine Träume und Ziele noch verwirklichen wollte, musste er sich beeilen. Im Kunstgeschäft war das Alter eine nicht unwesentliche Größe. Die Möglichkeit, mit seiner Kunst zu scheitern, war eine Vorstellung, die ihn erschreckte und sich gelegentlich wie ein düsterer Schatten über ihn legte.

David nahm auf dem Stuhl vor der Staffelei Platz, blickte auf sein unvollendetes Gemälde und nippte nachdenklich am Kaffee. Er liebte es, morgens an die Staffelei zu treten und das Ergebnis seiner Arbeit vom Vortag zu überprüfen. Irgendetwas schien sich jedes Mal über Nacht zu verändern – was genau, das wusste er nicht. War es die Welt, war er es selbst oder beides zusammen? Manchmal, wenn er bei einem Bild nicht weiter wusste, warf er abends vor dem Einschlafen noch einmal einen Blick darauf, um den Eindruck, den es hinterließ, mit in den Schlaf zu nehmen. Er hoffte, dass sich dadurch über Nacht etwas Neues ergeben könnte. Auch wenn es nicht immer funktionierte – auf jeden Fall brachte der Schlaf eine Art Reinigung, die die künstlerische Arbeit immer wieder in ein neues Licht rückte.

»Wahrscheinlich ist es dieses verdammte Bild«, murmelte David gedankenversunken und suchte nach einem Zusammenhang zwischen dem unfertigen Kunstwerk und seinem Alptraum. Das Gemälde, das vor ihm auf der Staffelei stand, beschäftigte ihn seit Wochen. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, jede neue Arbeit mit einer ausgeklügelten Komposition vorzubereiten, hatte er diesmal den Versuch unternommen, ein Bild zu malen, das einer Abenteuerreise glich – mit ungewissem Ziel. Und prompt hatte er sich verirrt, war regelrecht darin steckengeblieben.

Als er mit der Arbeit begann, wusste er nur, dass es eine Landschaft werden sollte, eine Landschaft, wie er sie seit Langem in seiner Phantasie vorbereitet hatte – eine Landschaft ohne jedes natürliche Vorbild. Es kam ihm darauf an, einen Hauch jener urkünstlerischen Stimmung einzufangen, die nach seiner Vorstellung der Schöpfung der Natur vorausgegangen war. Ein bescheidenes Zipfelchen nur wollte er ergreifen von jener geistigen »Substanz«, die allem Sein zugrunde lag. Diesmal wollte er die Natur nicht in ihrem fertigen Zustand, sondern in ihrem Werden erfassen – einen kurzen Moment, bevor sie sich endgültig ins Stoffliche verdichtete. Doch wie konnte es gelingen, einen solch elementaren Vorgang bildhaft auf einer Leinwand zu wiederholen? Wie es aussah, war er diesmal in seinem Anspruch zu weit gegangen. Er tröstete sich damit, dass das Unternehmen ein Versuch war und die Möglichkeit des Scheiterns eben in der Natur solcher Versuche lag.

David verschränkte die Arme hinter dem Kopf und lehnte sich auf seinem Malerstuhl zurück. Bei dem Versuch sich zu entspannen blickte er auf ein gerahmtes Schild über der Tür, auf dem in geschwungenen Buchstaben geschrieben stand:

*Wer den Dichter will verstehen  
muss in Dichters Lande gehen.*

Als er das Schild vor ein paar Jahren bei einem Trödler gekauft hatte, fand er die Idee amüsant, es über dem Eingang seines Ateliers anzubringen. Jeder, der zu ihm kam, sollte wissen, dass er hier einen Raum betrat, in dem andere Gesetze galten als da draußen. Seitdem hing es da und je öfter er es las, umso wahrer erschien ihm der kleine Vers. Wer wusste schon, welche Kämpfe man auszutragen hatte, womit man ringen musste Tag für Tag, wenn man nicht selbst ein Künstler war. – Ja, das Misslingen des Bildes ärgerte ihn, obschon er wusste, dass er auch diesmal schnell darüber hinwegkommen würde. Das Beste war, sich nicht weiter damit aufzuhalten und einfach ein neues Bild zu beginnen. Schließlich war er ein Maler, der im Laufe der Jahre gelernt hatte, mit Fehlschlägen zurechtzukommen.

Durch ein Geräusch wurde er aus seinen Gedanken herausgerissen. Die Tür zum Flur öffnete sich und herein trat eine ältere, dickliche Dame mit altertümlicher Frisur. Sie hatte das lange, graumelierte Haar mit einem Tuch nach oben gebunden und trug über einem geblühten Kleid eine weiße Arbeitsschürze. Unter dem linken Arm hielt sie eine Kehrschaufel und einen Besen, in der Rechten einen roten Eimer mit einem darin befestigten Wischmob.

Überrascht erhob David sich von seinem Stuhl, ging auf die robuste Person zu und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Alma, ich habe heute gar nicht mit dir gerechnet.«

»Das kann ich mir denken!«, versetzte die Haushälterin schroff und fixierte ihn mit strengem Blick. »Aber wenn ich hier nicht ab und zu mal vorbeischaue und saubermache ... Wer weiß, wie es hier aussehen würde.«

Ohne eine Miene zu verziehen ging sie von Fenster zu Fenster und riss, ohne Rücksicht auf den zerbrechlichen Zustand des Künstlers, nacheinander die Vorhänge auf.

»Du siehst schlecht aus, mein Lieber. Sieh doch, wir haben wunderbares Wetter heute!«

David hielt sich gequält die Hand vor die Augen.

»So genau wollte ich das gar nicht wissen!«, rief er und wandte sich lichtscheu ab. Ein pochender Schmerz in seinem Kopf erinnerte ihn daran, dass er tags zuvor wieder einmal zu viel Wein getrunken hatte.

Alma verfolgte die hilflose Geste und schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte, du arbeitest zu viel. Solltest vielleicht mal ausgehen oder dich mit einer netten Dame treffen.«

David zuckte innerlich zusammen. Nachdem ihn vor ein paar Wochen seine Freundin verlassen hatte, war das Thema Frauen noch immer ein wunder Punkt für ihn.

»Vielleicht hast du recht«, gab er ohne weiteren Kommentar zurück und verschwie, dass Almas Einschätzung der Situation nicht ganz richtig war. Eine Frau war jetzt wirklich nicht das, was er brauchte. In diesem Moment aber hielt er es für ratsamer, den Eindruck aufrecht zu erhalten, ein Opfer seiner Arbeit und nicht seines Liebeslebens geworden zu sein. Außerdem hatte Widerspruch bei Alma sowieso wenig Sinn. David kannte ihre resolute Art seit seiner Kindheit, da sie als Haushälterin schon für seine Eltern tätig war. Für ihn war Alma eine Respektsperson – über seine Schaffenskrisen oder gar seine Schlafzimmersgeschichten wollte er lieber nicht mit ihr sprechen.

»Natürlich habe ich recht!«, rief die ältere Dame selbstbewusst und fuhr demonstrativ mit dem Finger durch die Staubschicht auf dem Sideboard, in dem David seine Farben aufbewahrte.

David seufzte und ging zurück zu seiner Staffelei. Alma war ein Unikum, daran bestand kein Zweifel. Nach dem tödlichen Verkehrsunfall seiner Eltern vor knapp zehn Jahren hatte er sie einfach weiterbeschäftigt, obwohl er sich eine Haushälterin eigentlich gar nicht leisten konnte. Inzwischen gehörte sie quasi zum Inventar, versorgte ihn mit allem Nötigen und stellte ihm hin und wieder sogar Blumen auf den Tisch. Auf seltsame Weise brachte sie ein wenig Glanz in seinen tristen Arbeitsalltag und da sie einen Schlüssel besaß, kam und ging sie, wann immer sie wollte.

Alma ging hinaus und kehrte nun mit einem Staubsauger bewaffnet in den Atelierraum zurück.

»Gibt es neue Werke?«, fragte sie neugierig, während sie umständlich versuchte, den Filter des Staubsaugers zu wechseln.

David deutete stumm auf das Bild, das ihm so viel Unbehagen bereitete.

Alma sah, dass ihm nicht wohl dabei war.

»Ich verstehe ... du kommst wieder mal nicht weiter. Tja, mein Lieber, da kann ich dir leider auch nicht helfen.« Mitfühlend blickte sie ihn an. »Das erinnert mich irgendwie an deine Kindheit ... schon damals bist du nie zur Ruhe gekommen.«

David nickte verlegen, als hätte man ihn bei etwas Unanständigem ertappt. Noch während seine Augen auf dem Gemälde ruhten, schweiften seine Gedanken zurück in die Vergangenheit. Alma hatte recht. Seit er denken konnte, war er von der Idee besessen, seine Träume und Visionen mit Pinsel und Farben festzuhalten. Er wollte das, was er sah und fühlte, auch für andere sichtbar machen, damit die Menschen um ihn herum seine Empfindungen mit ihm teilen konnten. Wie alle Künstlernaturen war er vom Ehrgeiz getrieben, etwas ganz Besonderes schaffen, etwas Einzigartiges und Unverwechselbares.

Kurz, er wollte etwas schaffen, das seine Vorstellung von der Welt auch für andere zu einer objektiven Wirklichkeit werden ließ. Doch im Gegensatz zu heute beschränkte sich früher sein Eifer auf allgemein wahrnehmbare Dinge, auf Gegenstände oder Erscheinungen, die ihn umgaben. Das brachte in der Regel kaum Probleme mit sich. Mit zunehmendem Alter aber begriff er, dass es auch Phänomene gab, die sich der gewöhnlichen Wahrnehmung entzogen – die nur er allein sehen konnte und die er nun mit der gleichen Überzeugungskraft darstellen wollte. Besonders in der freien Natur nahm er immer häufiger etwas Wesenhaftes wahr, etwas Lebendiges, das die Pflanzenwelt wie einen Lichtschein umgab. Das waren Erfahrungen, für die er damals noch keine Begriffe fand. Viele dieser Erlebnisse waren begleitet von einer seltsamen Erscheinung, die ebenfalls ganz in Licht getaucht war und die nach kurzer Zeit wieder verschwand. Die Glücksgefühle, die er damals empfand, waren ihm noch in lebendiger Erinnerung. Doch am Ende hielt er das alles für ein Produkt seiner Phantasie, und da er es nicht verstand, dachte er nicht weiter darüber nach.

Alma richtete sich auf und warf den gefüllten Staubbeutel in einen Mülleimer, der unmittelbar neben ihr stand. Mit ihren warmen braunen Augen blickte sie David direkt ins Gesicht.

»Allerdings gab es schon damals zwischen dir und deiner Umgebung immer so eine seltsame Gegensätzlichkeit ... so eine Art Widerspruch ...« Noch während die Haushälterin um den richtigen Ausdruck rang, nickte sie vielsagend mit dem Kopf und fügte schließlich hinzu: »Wer weiß, wohin das noch führen wird ...« Mit der Hand machte sie eine seltsam besorgte Geste, die der Künstler nicht recht einzuordnen wusste.

Auch damit hatte Alma recht. Die Schulzeit wurde für David zu einer Art Gefängnis ohne Gitter. Wie zu erwarten war, brachten seine Lehrer nur wenig Verständnis auf für seine »Phantastereien«, wie sie es nannten. Als dann bekannt wurde, dass er gelegentlich zum Somnambulismus neigte, begann man von offizieller Seite gar einen pathologischen Hintergrund zu vermuten. Man riet seinen Eltern, ihn in psychiatrische Behandlung zu geben.

»Ich bin lediglich auf der Suche nach einer veränderten Sicht der Dinge«, versuchte David sich zu rechtfertigen. »Warum soll ich mich abfinden mit einer Welt, die doch ebenso gut *anders* sein könnte ... wenn nicht sogar *besser*. Wozu hat der Mensch die Befähigung zur Phantasie, wenn er sie nicht anwenden darf? Was ist so verwerflich daran?« David wurmte die Tatsache, dass diese Haltung auch heute noch von seinen Kritikern häufig als Weltflucht missverstanden wurde.

Alma nickte zustimmend.

»Ein Segen, dass deine Eltern klug genug waren, das auch so zu sehen ... Du solltest dankbar dafür sein!«

»Das bin ich«, sagte David und blickte auf das vergilbte Hochzeitsfoto seiner Eltern, das neben ihm auf dem Sideboard stand. Er wusste natürlich, dass er ihnen viel verdankte. Wer hatte als werdender Künstler schon das Glück, einer Familie zu entstammen, in deren Leben Kunst überhaupt eine Rolle spielte? Die meisten wohlhabenden Kreise waren zwar mit Geld gesegnet, nicht aber mit gutem Geschmack. Da war es schon etwas Besonderes, dass seine Eltern eine kleine Pinakothek besaßen, die das Ergebnis einer seit Generationen anhaltenden Sammlerleidenschaft war. Wichtige Maler des 19. Jahrhunderts befanden sich darunter, unter anderem ein echter Waldmüller, und sogar eine Farbstudie von Adolf Menzel. Davids Leidenschaft aber galt in erster Linie jenen Künstlern, die eine Wirklichkeit wiedergaben, die überraschend anders war. Künstler wie Arcimboldi, Piranesi, De Chirico oder Max Klinger waren es, die sein besonderes Interesse erregten. Seine Eltern besaßen von einigen dieser Künstler kleine Originale oder Radierungen. Davids Vater, der Vorstandsmitglied eines großen Konzerns war, verwendete viel Zeit und Geld darauf, bei Atelierbesuchen oder auf Auktionen diese ungewöhnliche Sammlung zu erweitern. Im Gegensatz zu seinem Sohn aber war sein Zugang zur Kunst eher spekulativer Natur. Sein Augenmerk war nicht so sehr auf jene Künstler gerichtet, die sich als Berichterstatter einer geheimnisvollen, unsichtbaren Welt verstanden, wie David sich das gewünscht hätte. Dem gestressten Manager ging es weniger darum, durch das Eintauchen in diese Bild-Welten seinen vom Alltag strapazierten Geist beweglich zu halten, für ihn war Kunst eher ein Anlageobjekt. Wie wenig Sinn er für die musische Seite der Kunst hatte, wurde David erst bewusst, als er eines Tages den Wunsch äußerte, selbst ein Maler zu werden. Plötzlich offenbarte ihm der Vater, dass er das Künstlerdasein für brotlos hielt und dem sozialen Status des einzigen Sohnes nicht angemessen. Wenn er David dennoch auf Auktionen und in Künstlerateliers mitnahm, dann vermutlich nur deshalb, um ihm das ganze Elend der künstlerischen Existenz vor Augen zu führen. Offensichtlich hoffte er, seinen Sohn damit endgültig von dem Wahn heilen zu können, irgendwann selbst ein Künstler werden zu wollen. Doch so ärmlich und elend die Ateliers auch sein mochten, so heruntergekommen und devot sich die Künstler bisweilen präsentierten – die Rechnung des Vaters ging nicht auf. Sie bewirkte im Gegenteil, dass Davids Neugier stetig wuchs. Ohne es zu wollen, öffnete der Vater immer mehr Türen, durch die der Sohn zielstrebig hindurch marschierte. Bald schon wusste David, dass die Kunst seine wahre Berufung war.

Als er dann endlich die Akademie besuchte, kam die Ernüchterung. Sein Hang zum Ungewöhnlichen, zum Seltsamen, und gelegentlich auch Grotesken wurde auch hier mit Skepsis beurteilt. David, der gerne ein solides Künstlerhandwerk erlernen wollte, um seine



Visionen auch für andere glaubhaft zu machen, stieß bei seinen Lehrern zunehmend auf taube Ohren. Das traditionelle Handwerk galt seit Langem als verpönt und stand im Verdacht, dem kreativen Schaffen eher abträglich als zu förderlich zu sein. Doch David, dem dies nicht einleuchten wollte, beharrte auf seinem Standpunkt. Die Abneigung der Professoren ging schließlich so weit, dass sie ihm nahelegten, die Akademie zu verlassen, da er nach ihrer Meinung zu sehr in seinem »Stilismus« gefangen war.

David erinnerte sich an eine Begebenheit in der Akademie, die für ihn zum Schlüsselerlebnis wurde. Es war beim Aktzeichnen, als er zum ersten Mal mit den Ansprüchen der Moderne in Konflikt geriet. Ein gewisser Professor Kühn leitete damals die Aktstunden und irgendwie wurde David das Gefühl nicht los, dass Kühn ihn nicht mochte.

Die Atmosphäre beim Aktzeichnen war im Grunde angenehm. Es war eine kleine, überschaubare Gruppe von acht bis zehn Studenten, die sich entgegen dem allgemeinen Trend noch dafür interessierte, die Anatomie des menschlichen Körpers zu studieren. Unter den anderen Studenten galten David und seine Kommilitonen schon deshalb als Außenseiter, weil die Mehrheit der Studierenden sich mit derartigen Naturstudien nicht lange aufhielt. Für David und seine Mitstreiter aber war das Angebot der Akademie eine willkommene Gelegenheit, da Modelle nicht einfach zu finden waren und natürlich auch entlohnt werden mussten.

Professor Kühn hatte die Gewohnheit, während dieser Stunden, die weitaus weniger erotisch ausfielen, als die meisten Laien sich das vorstellten, von Staffelei zu Staffelei zu wandern und die angehenden Künstler bei der Arbeit zu beobachten und zu kritisieren.

»Meine Damen und Herren«, pflegte er zu sagen, »versuchen Sie vor allem das Wesentliche des Körpers zu erfassen und halten Sie sich nicht mit Details auf. Verklären Sie den Körper nicht. Im Gegenteil: Zertrümmern Sie ihn, erst dann haben Sie den rechten Ausdruck ... Nur so kommen Sie der Wirklichkeit nahe. Denken Sie immer daran: Kunst ist die Sprache des Leidens, wie schon Adorno gesagt hat ...«

»Aber ist das Schöne nicht ebenso real wie das Hässliche?«, hatte David den Professor herausfordernd gefragt.

»Sehen Sie Gruenbaum«, gab Kühn ebenso angriffslustig zurück, »genau das ist Ihr Problem. Sie neigen dazu den Menschen zu idealisieren. Sehen Sie sich nur Ihre Zeichnungen an ... überall bloß verlogene Schönheit! Nirgends ist erkennbar, dass der Mensch ein Ungeheuer ist. Demnächst werden Sie noch anfangen Heiligenbilder zu malen.«

Keine schlechte Idee, hatte David im Stillen gedacht und Kühn dabei provozierend angesehen. Der aber wandte sich von David ab und richtete seinen belehrenden Vortrag an die anwesenden Studenten.

»Originalität!«, stieß er im Brustton der Überzeugung hervor, »Originalität ist das große Zauberwort! Wir können uns nicht länger mit den Ausdrucksformen der Vergangenheit herumschlagen, die Kunst muss sich entwickeln. Ja, im Grunde muss sie sogar immer wieder neu erfunden werden, weil sie sonst Gefahr läuft, zu erstarren.«

Wie immer konnte David den Mund nicht halten.

»Warum kann die Kunst nicht auf Errungenschaften aufbauen, die sie sich in früheren Zeiten erarbeitet hat? Das Rad muss doch auch nicht immer wieder neu erfunden werden. Wie kann etwas eine Zukunft haben, wenn man fortwährend seine Vergangenheit leugnet?«

Mit dieser Bemerkung hatte David das Fass zum Überlaufen gebracht. Die Pupillen des Professors verengten sich. Mit einer schnellen Bewegung ging er auf Davids Staffelei zu und riss das Skizzenblatt herunter. Angewidert musterte er die naturgetreue Darstellung eines Armes, der einen Stab in der Hand hielt. Jeden Muskel, jede Sehne hatte David mit fotografischer Genauigkeit abgebildet. Demonstrativ hielt Kühn das Blatt in die Höhe, damit alle Studenten es sehen konnten, dann zerriss er es vor aller Augen und ließ die Papierstücke achtlos zu Boden fallen. Im Zeichenraum herrschte Totenstille.

»Was ich hier zerstört habe, meine Damen und Herren, war kein Kunstwerk und ich schäme mich nicht dafür. Wir ahmen die Natur nicht nach, wir überwinden sie.«

David war fassungslos. Er spürte, wie sich die Wut in seinem Magen zusammenballte.

»Was fällt Ihnen ein!!«, schrie er den Professor an, »ich studiere hier die Gesetze der Natur, das ist doch kein Verbrechen. Eine Studie ist kein Kunstwerk ... das weiß ich auch!«

»Lieber Gruenbaum«, erwiderte Kühn mit einem böartigen Lächeln auf den Lippen, »ich habe ernsthafte Zweifel, ob Sie überhaupt zum Künstler taugen. Im Übrigen: Wenn Ihnen mein Unterrichtstil nicht gefällt, steht es Ihnen natürlich frei, die Akademie zu verlassen.«

Nach diesem Erlebnis fühlte sich David unverständener denn je. Was sollte er jetzt noch hier? Ohne lange zu überlegen verließ er die Akademie und beschloss, seinen eigenen Weg gehen. Und auf wundersame Weise kam ihm das Schicksal entgegen. Er traf auf ältere Künstler, die ähnlich dachten wie er und wurde ihr Schüler. Von ihnen lernte er, was in Jahrhunderten gereiftes Malerhandwerk war, von dem die Gelehrten an den Hochschulen nichts mehr hielten. Er verknüpfte dieses Handwerk mit Ideen, die modern und neu waren und gelangte so zu einem eigenen, unverwechselbaren Stil. Seine regelmäßig stattfindenden Ausstellungen waren gut besucht und er hatte sein Auskommen. Er war weder berühmt noch reich, doch in

einigen Kreisen wurde er geschätzt als einer, der sich bewusst dem Zeitgeist widersetzte. Er hatte sich am Ende doch noch eingerichtet in dieser verwirrenden Welt der Kunst.

Während Alma mit dem Staubsauger durch die Wohnung wirbelte, dachte David erneut an seinen Traum. Das Bedrohliche, das in ihm enthalten war, beunruhigte ihn. Irgendetwas rumorte in ihm, das ihn immer wieder im Schlaf überwältigte. Sein Unterbewusstsein schien etwas zu wissen, was für seinen Verstand noch im Verborgenen lag. Vielleicht eine Inspiration, die darauf drängte, verwirklicht zu werden?

David blickte auf das missglückte Bild und seufzte tief. Wäre es nicht faszinierend, wenn man sein Traumleben durch ein spezielles Training kontrollieren könnte? Schon immer war er fasziniert von der Idee, sich mit Hilfe des Träumens dieser geheimnisvoll kreativen Sphäre zu nähern, die jenseits des Bewusstseins lag. Sie könnte ihm zu einer nie versiegenden Quelle der Inspiration werden, so dachte er. Märchen, Mythen und nicht zuletzt auch Träume waren schließlich die Bereiche, aus denen er einen Großteil seiner Bildinhalte gewann. Es war doch nur folgerichtig, jede Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, die natürlichen Grenzen, die das Bewusstsein setzte, zu überschreiten. Er nahm sich fest vor, wieder mehr auf seine Träume zu achten.

Gegen Abend läutete das Telefon. Es hatte diesen penetrant schrillen Klang, der einen lästigen Anrufer verriet. Alma war inzwischen gegangen und David hatte den ganzen Tag über mit dem Skizzieren von neuen Bildern zugebracht. Er liebte es nicht, bei dieser Arbeit gestört zu werden, da sie seine ganze Konzentration in Anspruch nahm. Widerwillig griff er zum Hörer. Am anderen Ende der Leitung vernahm er die Stimme eines alten Bekannten. Es war Charlie Winter, ein Künstlerkollege, von dem er lange nichts gehört hatte. Fast hätte er ihn ganz vergessen, doch hin und wieder flatterten von ihm Einladungen zu Ausstellungseröffnungen ins Haus, die David aber meist ignorierte. Jetzt, da er den einstigen Freund an der Stimme erkannte, erinnerte er sich, vor einigen Tagen eine solche Einladung erhalten zu haben. Noch während er mit ihm am Telefon sprach, kramte er sie aus dem Papierkorb hervor. Er betrachtete das Bild, das auf der Vorderseite abgebildet war – ein bunter Keramikopf. Das also war der momentane Entwicklungsstand dieses Künstlers, von dem er früher einmal große Stücke hielt.

Während des Studiums waren er und Charlie eine Zeitlang gute Freunde gewesen. Bei ihren regelmäßigen Zusammenkünften führten sie stundenlange Gespräche über Kunst, machten Pläne über spektakuläre Aktionen, und manchmal arbeiteten sie sogar an gemeinsamen

Projekten. Erst in den letzten Jahren sahen sie sich immer seltener, besonders seit David die Akademie verlassen hatte. Ihre Einstellung zu den wichtigen Fragen der Kunst entwickelte sich im Laufe der Zeit so grundlegend verschieden, dass es am Ende nur noch wenige Gemeinsamkeiten gab.

Während David die Erinnerung an den Freund wachrief, erzählte Charlie am Telefon, dass er nach langem Suchen endlich wieder einen Galeristen gefunden habe, der bereit war, seine Arbeiten auszustellen. Die Galerie sei nicht gerade die erste Wahl, aber immerhin besser als nichts. Und nachdem Charlie seine Einladung mehrmals wiederholt hatte und einfach nicht abzuschütteln war, konnte sich David schließlich nicht länger verweigern und sie verblieben dabei, sich am Abend zu treffen.